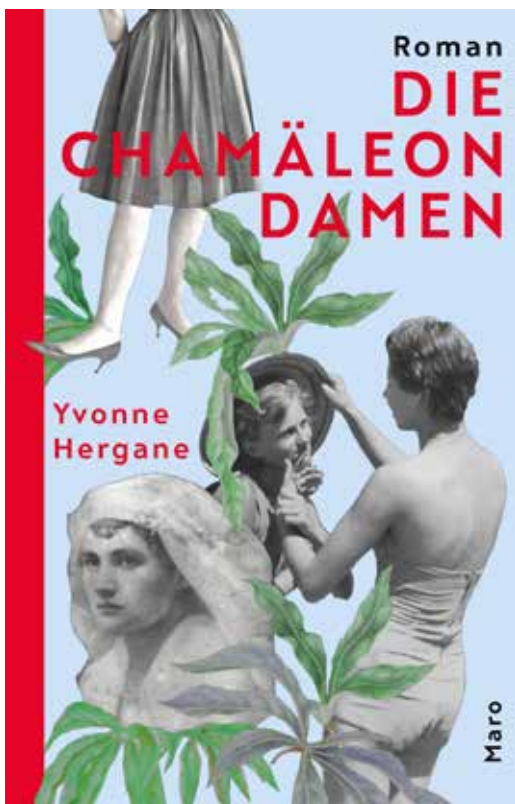


Leseprobe aus:



Die Chamäleondamen
Yvonne Hergane

978-3-87512-493-4
240 Seiten · Hardcover
20,00 (D) · 20,60 (A)
MaroVerlag 2020



Yvonne Hergane, 1968 in Reschitza, Rumänien, geboren und zweisprachig aufgewachsen, kam mit 14 Jahren nach Deutschland. Sie studierte Germanistik, Anglistik und Buchwissenschaft in Augsburg und München und arbeitet als Autorin sowie literarische Übersetzerin aus dem Englischen, vor allem von Kinder- und Jugendliteratur. Ihr Bilderbuch »Einer mehr« war für den Deutschen Jugendliteraturpreis nominiert, für »Sorum und Anders« erhielt sie den Leipziger Lesekompass; beide Bücher erschienen im Peter Hammer Verlag. Yvonne Hergane wohnt mit ihrer Familie nahe der Nordsee. »Die Chamäleondamen« ist ihr erster Roman.

Yvonne Hergane

DIE CHAMÄLEON- DAMEN

Roman

MaroVerlag

*Je fiktiver ein Buch, desto höher der Wahrheitsgehalt.
Kondensiert und verdichtet wie ein Diamant
funkelt die Echtheit demjenigen ins Auge,
der die Erdschichten darüber wegzuwischen weiß.*



1896 bis 2020

Toni ○○ **Edith** Viktor



(2) Drago ○○
(3) Ion ○○ **Marita** ○○ Alwin (1)



(adoptiert)
Sanda



Ellie ○○ **Conny**



(1) Christoph ○○ **Hanne** ○○ Günther (2)



Luis

Es zieht

Reschitza, Frühling 1919

Wie langweilig, denkt Edith in ihrer Hochzeitsnacht. So was stellt man sich doch ganz anders vor.

Wie im Damensattel sitzt sie auf dem Sims des aufgerissenen Fensters, durch das es den April hineinzieht und sie hinaus, beide Beine nach draußen, die Schöße des schlichten Brautkleids hochgerafft, damit sie die Beine frei schwingen kann. Der cremefarbene Spitzensaum verschwimmt mit dem abblätternen Eierschalenen des Fensterbretts, von dem einige Knispel an den Innenseiten ihrer ausgehöhlten nackten Oberschenkel kleben bleiben, denn für Strumpfhosen war kein Geld. Das winzige Tascherl mit dem Wenigen, was ihres ist und des Mitnehmers wert, hat sie schon vorausgeworfen, behutsam ins trockene Gras, es ist geliehen und muss fleckenlos zurück. Kein Zauberwerk bei einem Fenster, das kaum einen Meter über dem Haussockel liegt, fast reicht Edith mit den Zehenspitzen bis zum Boden – ja, den nackten Zehen, denn die unzählig oft neu besohnten weißen Schuhe, ausgeborgt auch die und zwei Nummern zu klein, liegen längst neben dem Tascherl.

Für die Kinder und Kindeskinde wird sie sich eine andere Geschichte ausdenken müssen, denkt sie kopfschüttelnd, so fade Legenden taugen nicht zum Erzählen an kalten Winterabenden vor dem Ofen, in dem gerade die letzten zwei Kohlen verglüht sind und einen nur mehr gute Geschichten wärmen und im Inneren

aufhellen können. Für die Kinder wird das Zimmer, aus dem sie flieht, dann mindestens im Oberstock liegen, drei, vier, nein eher fünf Meter über dem Boden, und Edith wird Leib und Leben für ihre Freiheit riskieren.

Für die Kinder wird der Toni gerade aufm Klosett sein, als sie ihren Schleier als Kletterseil ans Fensterkreuz knotet, die zerschlossenen Laken halten ja nichts, um daran in der dunklen Tiefe zu versinken. Nein, nicht aufm Klosett, wie hört sich das denn an, mit den brautenen Strapsbandln ans Bett gefesselt wird er da liegen, und ihr hinterher heulen und fluchen und sich drohend hin und her wälzen in seinem billigen Anzug und mit der Rose im Knopfloch. Dabei hat der Anzug gar kein Knopfloch gehabt, seine Mutter hat eins reinritzen müssen, weil ohne Rose wär er doch kein Bräutigam gewesen.

Für Edith hätte er auch keiner sein brauchen, sie hat ihn gern, den trottelligen Toni mit seinen krausen Flirrzotteln aufm Kopf, aber zum Mann wollte sie ihn bestimmt nicht haben. Zum Kohlen-schleppen und Wasserholen taugt er, und wenn man einen braucht, der das Schwein im Spiegelbild des Messers festhält und hinterher zentnerweise Blut- und Leberwurst auf Besenstangen aufhängt. Aber nicht zum Heiraten.

Und doch hat sie müssen. Weil sie schon dreiundzwanzig ist und immer noch ohne Haube rumrennt und der Vater gesagt hat, sie muss. Den Viktor von nebenan hätt sie genommen, wenn's denn unbedingt eine Haube braucht, aber der wollte sie nicht, jedenfalls hat er nie was gesagt, nicht mal vorhin auf der Trauung, als sie vorm Altar den Kopf weggedreht hat beim Ja und unter der Schleierspitze zum Viktor nach hinten gespitzelt hat. Er stand nur mit harten Fäusten an der Hosennaht und strichdünnen Lippen da und hat steif wie ein Zinnsoldat vor und zurück gewippt, aber gesagt hat er nichts. Jetzt kann er schauen, was er davon hat.

Edith schaut noch mal zum Toni zurück, der unterm Fenster auf dem schmalen Bett liegt und sich vor Magenweh hin und her wälzt und seine drei Stamperl ausschnarcht, weil er nichts verträgt, kein gselchtes Fleisch und keinen Schnaps und schon gar keine Frau. Das Jackett hängt über der Stuhllehne, die Rose im Knopfloch, und in den Achseln des billigen Stoffes ein Anflug von vergorenem Angstschweiß.

Dann schwingt Edith sich raus, die müden Sohlen seufzen sich durchs weiche Gras zu Tascherl und Schuhen hin, drei, vier, nein eher fünf Schritte braucht sie.

Das Fenster vom Viktor ist geschlossen, als hätt er nichts von drüben hören wollen, nicht grad in dieser Nacht. Sie klopft an, dass die dünne Scheibe lose im morschen Fensterrahmen klirrt.

Als er aufreißt, das Fenster und die Augen und den Mund, hebt Edith nur einen Finger zum Stummsein und ihre Kleiderschöße zum Freisein und klettert rein, als wäre alles andere undenkbar. Sie schmeißt das Tascherl aufs Bett, die Schuhe ins Eck, und schaut sich im kargen Zimmer um, na da werd ich wohl noch allerhand zu tun haben, bis ich mich heimisch fühl. Viktor fängt sich, fängt Edith von hinten mit beiden Armen ein und keucht und lacht und weint in ihr Haar, du, bleibst du jetzt, du?

Edith bleibt. Sie bleibt alle Zeit, sie bleibt und erklärt niemandem was, weder dem Vater, obwohl der sie mehrmals zurückzuprügeln versucht, noch dem Toni, der sich schnell ans tägliche Toni-hol-gschwind-Kohlen! gewöhnt, noch dem Kind, ihrer schönen Marita, die in der Schule nicht zu antworten weiß, warum sie die braunen Augen vom Vater hat, den Namen aber vom Nachbarn, weil das Papier nur das Ja kennt und kein Nein. Edith wird nie wieder Ja sagen zu einem Mann, das hat sie nur einmal gemacht, und schau, was sie alle davon haben.

Es schlüpft

Reschitza, Dezember 1940

Als die Wehen einsetzen, kriecht Marita unters Bett, verkeilt ihren Bauch zwischen den Sprungfedern und fängt an zu schreien.

Die Geburt des Kindes, das so angenehm geschmeidig und minimalinvasiv eingepflanzt wurde, erinnert die gerade Achtzehnjährige aufs Schmerzhafteste an die Art, wie der Gärtner im Park einmal einen Baumstumpf mühselig aus festgestampfter Erde herausgerissen hat. Darauf hat sie niemand vorbereitet, weder ihre Mutter Edith noch sonst wer. Und ihr Ehemann Alwin ist mit seinen kultivierten Überdreißig auf schmeichelnde Weise fesch, aber im Augenblick im Betrieb unabhkömmlich, also nicht parat, um den Qualen seiner jungen Frau Tribut zu zollen, nicht mal das.

Mit einer Mischung aus halbwegs sanften und ganzwegs klaren Worten hilft Edith ihrer Tochter unter dem Bett hervor. Freilich kannst, du musst sogar, widerspricht sie Maritas Beteuerungen, diesen riesigen Fleischpfropfen unmöglich herauspressen zu können.

Es wird das Schlimmste und Skurrilste, was Marita je erlebt hat. Dazu noch diese Gleichzeitigkeit des stummen, dauerschleifigen Gedankens in ihrem Kopf – Nie, nie wieder! – und der wenig damenhaften Schreiflüche, die aus ihrem Mund dringen und die abwechselnd an Alwin und alle anderen Götterteufel gerichtet

sind. Mit jedem Fluch schabt sich die fleischige, fusselwiderhakige Raupe ein Stück mehr aus Marita hervor.

Als das Kind geboren ist, stellt es sich als kleine Elisabeth heraus. Ellie. Stupsnäsiger und mit sofort wie später grünen Augen, wird sie von allen als hübsch, wenngleich frech angesehen werden, sich selbst aber zeitlebens als hässlich erachten. Der Atem dreier Frauenmünder setzt den Eisblumen an den Scheiben dampfigen Beschlag entgegen, viel mehr haben sie gegen die kalte Welt nicht in der Hand. Edith verwischt alle Spuren des Schlupfs, wickelt das Kind in ein sauberes Tuch und legt es ihrer Tochter in den Arm. Marita streicht der kleinen Ellie zaghaft wie einer kostbaren exotischen Echse über den blonden Flaum. Sie sieht ihre Mutter an, die mit leerer Armmulde wartet. Dann drückt sie ihr das Bündel wieder in die Hände. Du kannst das besser, seufzt sie sich ins Polster zurück.

Edith atmet die angestaute Angst stoßweise aus, füllt ihre Wiegearme mit dem dafür wie gemachten Enkelkind und weiß, jetzt kann es weitergehen. Die schönsten Geschenke kriegt man manchmal schon vor Weihnachten, raunt sie dem Runzelwesen zu. Du aber wirst dein Leben lang weniger Geschenke kriegen – wer hat denn einen Tag vorm Heiligen Abend noch Geld für deinen Geburtstag? Und doch tanzen ihr Freudenfunken wie Wunderkerzen vor den Augen.

Einen Morgen später steht Marita wie immer im Geschäft ihre Frau, bis weit in den heiligen Nachmittag hinein, eine Dame, als Verkäuferin getarnt. Die Flüche und Verwünschungen weichen einem warmen, wehmütigen Wohlwollen der kleinen Ellie gegenüber, der Nie-wieder-Gedanke hingegen hat Bestand. Ellie wächst als Einzelkind bei Omama Edith auf.

Schon Marita hat bei der Frage nach Geschwistern zeitlebens den gesenkten Kopf schütteln müssen. Doch wie so vieles, was

beim ersten Auftreten als einzelphänomeniger Makel empfunden wird, verwandelt sich auch dies in zweiter Generation flugs in eine Familientradition, deren Erbin dem Antwort-Kopfschütteln ein trotziges *Na und?!* hinterherwirft. Was Ellie von ihrer Mutter als eines der wenigen Dinge bei der Geburt mitbekommt, gibt sie später, um das Gewicht der Vorangegangenen angereichert, an ihr Kind und Kindeskind weiter. Das Einzelkinderbe. Das Erbe der Einsamkeit.

Es sticht

Reschitza, Juni 1942

Hund', verreckerte! Als Alwin die *Neueste Nachrichten* auf den Tisch knallt und die Faust gleich mit, hüpfen die Teller, dass es klirrt, und Ellie fängt an zu weinen.

Na servas, jetzt hast sie erschrocken, sagt Marita, die Ellie auf dem Schoß hält. Der Püreelöffel, der zu Ellies Mündchentunnel unterwegs war, entgleist und kratzt dem Kind gelbe Schlieren auf die Pausbacken.

Edith verschränkt die nasskalten Spülhände hinter dem Rücken und beugt sich zur Zeitung vor. Drei Lei! Du hast denne Oaschkaplmuster mit ihrem abgeschleckten Führer aa no Geld in Hals gsteckt? Kaan Groschn hams verdient, nur an Oaschtritt!

Hast ja recht, Omama, seufzt Alwin, aber ich hab's mit eigenen Augen lesen wollen, so ganz offiziell. Bis jetzt hab ich nur gewusst, was die Leut in der Arbeit erzählt haben, dass seine Frau, die arme Nagy Otilie, mit schwarzem Kleid und schwarzen Wangen auf der Straße rumrennt und schreit, dass die ihren Mann umgebracht haben. Am nächstbesten Baum aufgeknüpft, kaum dass er durchs Tor raus ist. Sie hatte dort auf ihn gewartet und sich gefreut, aber da waren zwei Hansl schneller bei ihm, haben ihn gepackt und weggezerrt, den Strick hatten sie schon dabei und der Baum war nicht weit. Sie schreit und schreit jetzt auf der Gassn, aber es nützt ihr heut genauso wenig wie vorgestern, wo sie hingestürzt ist, als

er schon mit den Beinen gestrampelt hat. Unter seine Schuhe hat sie sich gestellt und ihn mit den Schultern hochgedrückt, dass er ihr nicht wegstirbt, nicht jetzt noch, wo er doch endlich frei ist, aber die haben nur gelacht, die zwei Hansl, und haben sie weggestoßen und getreten, und sie konnte nur zuschauen und beten, bis seine Füße und seine Seele endlich ruhig waren.

Die Nagy Otilie? Die hat doch drei kleine Kinder. Edith bekreuzigt sich. Haben deine Leut sie wenigstens von der Gassn gholt und heimschickt zu ihren Plozii? Wenn die Otilie auch noch aufgehängt wird, was soll dann aus denen werden?

Ja freilich, sagt Alwin und nimmt die Zeitung in die Hand. Der Marius hat ihr ein Packl Geld von mir zugesteckt und sie heimgebracht. Er schlägt das Blatt auf und liest unter Zähneknirschen: *Aus dem Gefängnis in den Tod – Der 35-jährige Stefan Nagy, der wegen Desertierung 6 Monate Gefängnis abbüßte, hat sich gleich nach seiner Entlassung erhängt.* Er dreht sich weg und spuckt auf den Boden, und Marita hält die Hand über die Püreeschüssel ihrer Tochter, dass kein Hass reinfliegt und sie vergiftet. Der hätte sich nie erhängt! Der hätte nie seine Frau und seine Kinder im Stich gelassen. Ich kenn ihn doch, hab sechs Jahre neben ihm gesessen in der Schule, in der gleichen Bank. Alwin schwenkt den Blick auf die linke Zeitungsseite. Und daneben das! *SS-Obergruppenführer Heydrich gestorben. Berlin – Der stellvertretende Reichsprotektor für Böhmen und Mähren SS-Obergruppenführer und General der Polizei Reinhard Heydrich ist gestern den Verletzungen erlegen, die er bei dem Attentat in Prag erlitt. SS-Obergruppenführer Heydrich war eine der bedeutendsten Führergestalten der nationalsozialistischen Revolution. Er stand im 38. Lebensjahre.* Was schert mich so ein damischer Großkopferter da drüben in Berlin? Meinen Kollegen Steffi haben sie umgebracht wie einen bissigen Köter, und so ein debiler – er verzwirbelt seine Mundwinkel und wackelt mit dem Kopf, dass die Stimme sich

überschlägt – *Reichsprotector!* Da sind ja die Gäns von der Peppi nebenan bessere Protektoren als der!

Jetzt halt mal dei Pappn oder schrei wenigstens leiser, schimpft Edith. Oder willst uns die Hansl auch noch aufn Hals hetzen?

Um den Heydrich isses nicht schad, der hat den Tschechen viel Elend gebracht. Haben sie's also hingekriegt, die zwei Fallschirmjäger. Hab schon gedacht, sie flicken ihn doch noch zusammen im Spital. Marita seufzt. Aber auch der wird eine Mutter gehabt haben, die um ihn weint. Soll die Erd ihm leicht sein.

Edith schaut Alwin über die Schulter, um die Meldung zu lesen. Die mit ihre spitzen SS-Blitzbuchstaben sogar in der Zeitung! In Oasch solltmer ihnen die reinschieben, dass sie ihnen oben ausm Schandmaul wieder rauskommen, wie bei Vlad Dracu, manche hams nit besser verdient.

Ich will gar nicht wissen, was die Deutschen jetzt aus Rache in Tschechien anrichten werden. Alwin schüttelt den Kopf, ohne dass ihm auch nur ein Härchen seiner dichten Pracht aus der Reihe tanzt, und streicht seiner inzwischen wieder glucksenden Tochter über die blonden Locken.

Und noch mehr Mütter, die ihre Kinder verlieren ..., murmelt Marita und presst Ellie an sich. Aber ich weiß, wer dem Nagy Steffi am Tor aufgelauert hat und ihn ...

Was? Alwin wirbelt zu ihr herum. Was weißt du denn schon von der Geschichte?

Was weißt du denn schon von mir? Ich bin weder taub noch deppert. Ich hab die arme Otilie auch auf der Straße getroffen. Den einen Hansl kennt sie, den Mischmacher Werner. Aber ich hab gesagt, sie braucht sich keine Sorgen machen, um den kümmer ich mich.

Kind Gottes! Was hast jetzt wieder gmacht?, ruft Edith erschrocken.

Gestern war seine Frau bei uns im Geschäft, vom Mischmacher Werner die Frau, mit ihrem braunen Pelzkragen und ihrem braunen Schädel, von innen und von außen, wollte die neumodischen Zutzlkappen aus Kautschuk abholen, die wir extra aus Bukarest für sie haben bestellen müssen, weißt schon, die mit dem violetten Schmetterling drauf, drei Lei das Stück. Gleich zwanzig hat sie gekauft.

Edith starrt ihre Tochter verständnislos an, und Alwin, dem langsam etwas dämmert, sieht aus, als hätte er auf einmal Angst vor seiner jungen Frau.

Schon sechs Kinder hat ihr der Mischmacher gemacht, dabei ist sie erst fünfundzwanzig, das letzte ist grad raus, und er quetscht ihr nachts schon wieder seinen Schwengel ins Kreuz.

Die Frage *Wer bist du, Fremde?* drückt sich durchs Alwins Stirnlappen nach draußen. Solche Vokabeln kennt er nicht von seiner Frau, die schön ist wie die Gesellschaftsdame einer Königin, ach was, schöner als eine Königin.

Jetzt muss doch endlich Schluss sein, hat sie gesagt, fährt Marita ungerührt fort. Sechs Kinder sind schon zu viel, jetzt muss er seinen Zutzl in Kautschuk einpacken, wenn er noch bei mir reinwill. Noch ein Kind mehr und ich bring ihn um, mit eigenen Händen schneid ich ihm den Dreckszutzl ab und dann die Gurgel durch.

Was hast gmacht?, wiederholt Edith ihre Frage, doch jetzt zupft ein stummes Lachen ihr die Mundwinkel hoch.

Wir haben ganz feine Nadeln im Geschäft. Marita schöpft ruhig ein Löffelchen erkaltetes Püree vom Teller und schiebt es der lächelnden kleinen Ellie in den himbeerroten Mund. Die Löcher sind überhaupt nicht zu sehen, bei keinem einzigen von den zwanzig Stück.

Es quält

Reschitza, Oktober 1951

Gerade mal ein halbes Dutzend Kohlen hat sie vom Wagen runtergeschafft. Leicht zehnmal so viele hätten es werden können. Kein anderes Kind bloßfußelt so lautlos über das kariöse Kopfsteinpflaster, das mit einer schmierigen Mischung aus zerstampftem Pferdemit, Kloakenabwässern und Erde überschliert ist. Kein anderes Kind hüpfst so sehnigleicht von hinten auf den holpernden Karren und tänzelt sich Ruß an die Sohlen, ohne auch nur einen einzigen Kohlenklumpen ins Kullern zu bringen. Kein anderes Kind wirft die schwarzen Brocken so geschickt vom Wagen, dass sie stumm und unbemerkt im Straßenranddreck landen. Deswegen verdonnern die anderen sie meist zum Kraxeln und sich selbst zum nachschleichenden Einsammeln. Hinterher, wenn so viel Kohle wie möglich vom Karren geflogen ist, bevor der um die nächste scharfe Ecke biegt oder der Weg zu weit wird zum Zurücklaufen, oder wenn der Fuhrmann doch den Kopf nach hinten dreht und Ellie unter wilden Flüchen vom Wagen peitscht, hinterher wird die Beute geschwisterlich geteilt. Kommt nie einer auf die Idee zu beschumpfen, haben doch alle gleich wenig und sowieso keine Taschen, die groß genug wären, um heimlich Kohlen wegzustecken.

Nein, der Hadalump auf dem Kutschbock hat sie diesmal nicht bemerkt. Sie hat keinen Fehler gemacht, auch wenn der kalte

Gassenschlamm ihr die nackten Füße vereist und das knittrige, kohlengraue Tarnkleid ihr für Oktoberanfang viel zu dünn um die knochigen Beine flattert. *Er* hat einen Fehler gemacht. Der Fettarsch, der wiedige, hat wie ein Mächtgerncowboy mit seiner Peitsche ausgeholt und sie auf den Pferderücken knallen lassen.

Das Tier bäumt sich auf und wiehert vor Schmerz. Immer und immer wieder schnalzt der scharfe Lederriemen neue Schlitze neben die vielen alten, ganz oder halb vernarbten ins Fleisch. Ellie ist es jedes Mal, als würde die Peitsche sie selbst zerschnitzeln, und ihre Schreie mischen sich schmerzgleich unter das desparate Gewieher.

Sie stürzt sich von hinten auf den Glatzkopf, rammt ihm die Fäuste linksrechts auf die Kiefer, reißt ihm den Kopf an den Haaren nach hinten und betäubt ihm die Ohren so mit schrillum Wutgeheul, dass er sie erst nach Sekunden packen und vom Karren schleudern kann. Würden sie die wenigen geklauten Kohlen nicht so dringend brauchen, Ellie hätte sie dem Widerling auf dem Kutschbock nur zu gern an den Schädel geworfen. Aber Steinbrocken, nach dem Abgang vom Wagen aus dem Straßengraben geklaubt und zum Händeaufreißen kantig, sind sowieso schmissiger. Du dreckiges Rindviech, du Niemand, der Schlag soll di treffen!, giftgichtet sie dem Mistkerl von unten ins Gesicht und freut sich diebisch, dass ein dicker Spuckplackn ihn unterm Auge trifft.

Nur zweidrei der rasch aufgelesenen Steine kann sie noch werfen, dann rattern die Wagenräder den fluchenden Kutschherrn davon, der schon eine Biegung weiter – nein, *erst* eine Biegung weiter – wieder auf den mageren Gaul eindrischt.

Jetzt hat Ellie bestimmt fuchzehn, zwanz'g Kohlen zu wenig abgekriegt – aber auch das Pferd bestimmt vier, fünf Peitschenhiebe weniger als sonst auf der Strecke. Ellie ist es das wert.

Genau wie die Standpauke, die Omama Edith ihr an den Kopf watschn wird – Himmel, womit hab i so a freche Krötn von Kind verdient? –, bevor sie sie an ihre nach Zwiebeln duftende Schürze drückt. Dann empfängt sie mit schwarzschieligen Händen die mageren Kohlen und kollert sie in die Kiste am Herd.

Es läuft

Reschitza, Sommer 1953

Gemocht oder gar geliebt wird Ellie in ihrem abschüssigen Zweite-Reih-Viertel, das sommers abwechselnd von Puderstaubschichten sowie regengüssigen Matschlawinen und winters von knisternden Eiskrusten überzogen ist, nein, gemocht wird sie hier nicht. Dafür ist sie einfach zu anders. Aber gebraucht wird sie, schon wegen der Kohlen, und gefürchtet ob ihrer spitzknochigen Fäuste, die ohne Wimpernschlag-Auftakt blaurote Farbspiele auf die Wangenknochen viel stämmigerer Buben malen. In' Oasch tritt sie nur den Feiglingen, die nach dem ersten unverschämten Verbalvorstoß gleich wieder von ihr wegwirbeln wollen. Lieber ist es ihr, dass sie dem Angreifer, der sie mit Mund- und Straßendreck beschmeißt, in die Augen schauen kann, wenn sie es ihm mit Zins und Zinseszins zurückzahlt. Dass sie gegen ihr Zungenwerk nicht ankommen, kapieren selbst die geistlahmsten Lackl spätestens nach dem ersten Schimpfgemetzel, und dass es sie nicht zu ängstigen scheint, selbst gegen zwei Köpfe längere Lulatsche anzudreschen, spricht sich ebenfalls schnell herum. Und so bleibt denen, die Ellie eins oder mehrere auswischen wollen, nichts anderes übrig, als den offenen Konfrontationen aus dem Weg zu gehen, die sowieso nur mit sirrenden Gehirnerbsen enden, und sich aufs Lauern zu verlegen, während sie ihre Wunden lecken. Lass nur, di kriegmer scho no.

Denn es gibt sie, die Tage, wo Ellie arg- und schutzlos von irgendwem irgendwas braucht, oder einfach vom Hunger und Leben und Hunger nach Leben so kaputt ist, dass ihr Blick am Boden schleift, statt wachsam nach allen Seiten zu rotieren.

Und so reicht ein einziger Tag, um Ellie den Beinamen einzubringen, den im wahrsten Wortsinn Spitznamen, der sich mit seinen zischelnden i-Punkten für alle Zeit in ihr Mark bohrt.

Mühsam kämpft sie sich den langen Weg von der Schule durch die Gassen in die Zweite Reih hoch, die volle Blase mit jedem Schritt schwerer, weil es in der Schule kein Klosett gibt, das man benutzen kann, ohne das bisschen kostbare Leckwarbrot vom Handfrühstück wieder auszuspeiben. An jedem anderen Tag schafft sie es mittags rechtzeitig nach Haus und aufs Häuserl, aber heute hat ihr ein dicker Stolperstein ein Schnippchen in den Knöchel geschlagen, sodass sie jetzt mindestens halb zu langsam den Berg hochhumpelt. Omama schlagt mi tot, wenn ich mir in der Hosn mach, dröhnt es in ihrem Kopf. Ist doch die einzige, die noch aus a bissl Zwirn und nit nur Löcher gmacht ist. Sie hievt sich weiter hinauf, ein Fuß, noch einer. Glei, glei is vorbei ...

Und dann is vorbei, der letztmögliche Schritt getan. Ellie kann sich nur noch zur Seite ducken, in den Gassengraben, fluchend darüber, dass grad jetzt zu wenig Brennnesselgestrüpp wuchert. Sie hockt sich hin, lupft das Kleid über die Knie, zerzt die Unterhose zur Seite und lässt laufen, lässt die Blase ihren geschwollenen Knöchel heilen, legt den Kopf in den Nacken und atmet aus.

Als sie wieder sehen kann, richtet sie sich auf und will weiter. Aber da stehen sie schon, drei Bengel dünn wie Bohnenstangen, die Arme vor der Hühnerbrust verschränkt, die Mäuler zum Johl-schlund aufgeklafft.

Jetzt hammer die Ellie beim Pischen erwischt! Musst ja viel gsoffen ham, so wie's aus deem schwarzen Loch rausgloffen is!

Damit und mit heilen Knöcheln rennen sie los, laufen der leckgeschlagenen Ellie, die ihnen nur mit aufgerissenen Augen hinterherschweigen kann, davon.

Piiischi! Piiischi! Ellie Pischnellie macht Piiischi!, echot es den Berg herunter.

Der Johann, der Heino, der Sepp, notiert sich Ellie im Kopf – für die Zeit, wenn ihr Knöchel und ihr Mumm wieder gesund sind.

Piiischi! Piiischi! Schneller als das Licht verbreitet sich der Schall übers ganze Viertel, regnet über die Zweite Reih herab und durchnässt Ellie von Kopf bis Fuß.

Es schmeckt

Temeswar, Sommer 1959

Als Marita auf die Maus im Brot beißt, denkt sie.

Nicht an die Maus denkt sie. Die eh schon tot ist, von irgendeiner monströsen, gefängniscompatiblen Schneidemaschine zerteilt. Wie immer hat Marita mit dem Knust angefangen, und beim vierten Bissen knirscht es so fremd zwischen den Zähnen, dass sie sich den Brotkanten aus dem Mund reißt. Hinterhältig ragt der Mäuseleib, im Dunkeln schlecht sichtbar, aus der glitschfeuchten Laibkrume heraus, mit resigniert erschlafftem Schwanz Maritas Mund entgegen, ein letzter Ihr-könnt-mich-mal-Gruß an die Nachwelt.

Nicht an den Brotkanten denkt sie. Dem die Dunkelheit eine Gnade erweist, die seine Grünschimmelglasur zumindest vor der Insassinnen Augen verbirgt, wenn schon nicht vor ihren Nasen und Zungen. Als Totenbett einer wenngleich halben Maus dient er immerhin einem höheren Zweck als seine Ofengeschwister.

Nicht an die anderthalb von zwei Jahren denkt sie. Die sie hier noch absitzen muss, eingezwängt zwischen anderen stinkenden Leibern, feuchten Mauern und verrosteten Gitterstäben. Zwei Jahre, für ihre Handschrift. Der Gemischtwarenladen hat Drago gehört, aber darin gearbeitet hat Marita, von ganz früh bis ganz spät, sortiert, verkauft und geputzt hat sie, während Drago sich wichtigeren Geschäften widmete und sagte, eigentlich ist es doch

dein Kindchen, du kannst das sowieso besser als ich, du meine Augenweide. Auch die Bücher geführt hat Marita, jeden Abend hat sie reingeschrieben, was Drago diktierte, auch wenn ihr so manche Ziffer damisch vorkam, sie war müde vom langen Tag. Drago würde schon wissen, was er da tat.

Nicht an Drago denkt sie. Der so gut küssen und schmeicheln kann wie kein anderer, und so gut lügen, dass man ihn allein schon fürs Fabulieren bewundern muss. Drago, zweiter Ehemann und Liebe ihres Lebens, der ihr die schönsten Kleider und Komplimente vor die Füße legt und mit dem sie stolz eingehakt an den glotzenden Weibern vorbeiflanziert. Gell da schauts, ihr Curvana, ist aber meiner. Drago, der nicht im Laden war, als die Milizisten kamen und fragten, wessen Hand die falschen Ziffern geschrieben hatte, und der seitdem auch nur einmal hier war, auf Versicherungsbesuch. Um sich zu versichern, dass Marita seinen Namen nie ins Spiel gebracht hat, und ihr zu versichern, dass er ihr nach ihrer Rückkehr eine noch unendlichere Welt zu Füßen legen würde.

Nicht an all das denkt sie.

Marita denkt an ihr echtes Kindchen, an die echte Liebe ihres Lebens, an ihre kleine, schmale, fleißige Ellie. Die immer noch schmal und fleißig, aber nicht mehr klein ist, und auf ihren knochigen Schultern noch zwei Frauen trägt. Allein mit Omama Edith muss sie dem Leben zwei Jahre lang trotzen, aber im Grunde hat Ellie eh schon vieles allein gestemmt. So oft sie kann, bringt sie Marita Suppe ins Gefängnis, ohne Mausarsch und dafür mit Fettaguen, in einer Blechdose, in der die Suppe unterwegs kalt wird, aber das Beste ist, was Marita je gegessen hat. Suppe zum Leben.

Als Marita schließlich rauskommt, fängt Ellie sie draußen ab, ein Netz mit frischem Suppengrün in der Hand. Komm mit heim, die

Omama wartet schon. Aber Marita will doch nicht zur Omama, in ihr eigenes Zhaus will sie, sofort.

Und da steht sie dann wortlos vor der unendlichen Welt, die Drago ihr zu Füßen gelegt hat. Er hat das Haus von allem geräumt, von Möbeln und vom Geld in der Blechbüchse und von sich, und ihr die unendliche Leere hinterlassen, während er sich mit seiner neuen Augenweide, Marianne, wichtigeren Geschäften widmet, an einem unbekanntem Ort. Ellie steht mit gesenktem Kopf neben Marita, dann nimmt sie ihre Mutter bei der Hand, komm, gehmer.

Zeitlebens wird Marita würgen, wenn sie eine Maus auch nur von Weitem sieht oder sie in den Wänden rascheln hört.